

Das Handy klingelte. Er fingerte nach der Mittelkonsole, wo es während der Fahrt meistens lag, und beinahe wäre es ihm aus der Hand gerutscht, so ungeschickt hatte er sich angestellt. Gerade noch so eben gelang es ihm, das Gerät zu fassen und ans Ohr zu drücken. Hillevis Stimme klang gehetzt und fern.

„Bist du schon da?“

„Gleich.“

„Bin auch gleich da“, säuselte sie. „See you!“

„See you?“, fragte er, doch sie hatte längst aufgelegt. Mein Gott, wie er diese Anglizismen hasste. Alle sagten nur noch „Sorry“ und dergleichen. Letztens hatte er sich lang und breit erklären lassen müssen, was „asap“ hieß. „Sorry, aber ich weiß das nicht“, hatte er dann absichtlich geziert in die Runde geworfen. Die Kollegen hatten daraufhin nur die Augen verdreht. Mitte vierzig und schon zu alt, um gewisse Veränderungen würdevoll hinzunehmen? Früher einmal hatte er solche Leute bemitleidet. Leute, die am Strand lagen und Bücher wie „Office für Dummies“ lasen. Leute, die sich ihre Handys von den eigenen Kindern freischalten ließen. Spätestens jetzt war er einer von ihnen.

Da, wieder. Ein schwarzer BMW, aufgemotzt und tiefer gelegt, schnitt ihn von rechts, und zwar so heftig, dass Winter voll in die Bremse treten musste, sonst wäre er aufgefahren. Er fluchte. Am liebsten hätte er die Verfolgung aufgenommen, sich vor den Wagen gesetzt, die Kelle gezückt, ihn so zum Stehenbleiben gezwungen und den Fahrer zur Rede gestellt. Doch was hätte es genützt? Würde er jeden, der hier zu schnell und zu aggressiv fuhr, stellen wollen, er wäre bis an sein Lebensende beschäftigt, und das vierundzwanzig Stunden am Tag.

Ständig auf der Hut musste man hier sein, und genau dieses Gefühl hasste er, denn nach nichts sehnte er sich derzeit mehr als danach, einfach einmal abzuschalten, aber dagegen hatten zu viele Leute etwas.

Die letzten Tage hatte ihn eine Auseinandersetzung zweier tschetschenischer Banden in Atem gehalten. Heute war es ein „Neger“, wie sich der Dienststellenleiter im Telefonat vorhin tatsächlich ausgedrückt hatte.

„Ein Neger?“, hatte Winter gefragt.

„Ja, ein Neger ...“

„Wir haben 2022. Du weißt schon, dass man die heute nicht mehr so nennt.“

„Sagt wer?“

„Ach, lassen wir das.“

Das Thema mit dem „Sucher“, wie sie ihn alle nannten, weil er immer getrieben wirkte, selbst wenn er nur ruhig da saß, so, als suche er jemanden oder etwas, zu vertiefen, machte ebenso wenig Sinn, wie darüber zu diskutieren, was guter Wein war, wie Winter seit der letzten Beförderung wusste, die es in der Abteilung zu feiern gab und zu der der Sucher mit Tetra Paks aufgekreuzt war. Gottlob war es Advent gewesen, und so hatte Winter den minderwertigen Wein zu trinkbarem Glühwein verarbeitet.

Ein lang gezogenes, mehr als nur gelangweilt klingendes „Wooooo?“ war alles, was Winter noch rausbrachte, dann folgte die Adresse und ein tiefes Seufzen seinerseits, denn der Tatort lag buchstäblich am anderen Ende der Stadt.

Rechts an ihm flog mittlerweile der Prater, Wiens Vergnügungsviertel mit Hang zum Zwielfichtigen und Unechten, vorbei. Aufgemalte Fassaden und minderjährige Nutten waren das Erste, was einem auffiel, wenn man hier entlangkam. Erst dann konnte man das Riesenrad erkennen, das sich hinter den Buden erhob, als wolle es mit dem Ganzen darunter nichts zu tun haben. Dunkel erinnerte sich Winter daran, wie er das erste und einzige Mal mit dem Riesenrad gefahren war. Er hatte es als unheimlich langweilig empfunden, in Zeitlupentempo zuerst hoch und dann wieder runter zu kriechen. Weder die Aussicht noch das Fahrgefühl waren besonders gewesen. Anders als langweilig jedenfalls könne man das

Riesenrad wohl nur mit angenehmer Begleitung empfinden und wenn man sich entsprechend intensiv einredete, dass es etwas Besonderes sei. Aber so war es wohl mit allen Wahrzeichen, die es auf dieser Welt zu besichtigen gab. Welche städtische Sehenswürdigkeit war schon wirklich „sehenswertig“? Er schwor sich, darauf im Laufe des Tages zurückzukommen. Vielleicht könnte er das Thema ja mit Hillevi erörtern, wenn es Zeit zu überbrücken galt.

Er bemühte sich, „an etwas Positives zu denken“, wie es seine Therapeutin immer wieder von ihm gefordert hatte, doch das Einzige, was ihm einfiel, mit dem er Positives verband, da kalte Bürobauten und nichts als Bürobauten an ihm vorbeiflogen, war Kaffee. Nachdem der Anruf reingekommen war, hatte er keine Zeit mehr gehabt, einen zu trinken.

Die Anrufe. Die ewigen Anrufe, die einen aus dem Schlaf rissen, die Lektüre oder den Abendfilm abrupt beendeten. Meist gab er vor, sie nicht leiden zu können, in Wahrheit aber schätzte er sie, weil sie ihn aus seiner einsamen Routine rissen. Im Bett neben ihm lag niemand. Niemand wartete auf ihn, wenn er abends nach Hause kam. Seine Frau hatte ihn vor Jahren verlassen. Seine Tochter sah er zu selten, und auch Winters sonstige soziale Kontakte beschränkten sich auf ein Mindestmaß. Wäre da nicht eine Hand voll treuer Freunde, vor allem der Oberst, gewesen, die ihm auch in den schweren Zeiten, die er durchschritten hatte, und von denen er gar nicht sicher war, ob sie schon hinter ihm lagen, die Treue hielten, man hätte ihn einen Einzelgänger nennen können.

Allmählich näherte er sich den Außenbezirken. Viel zu selten fuhr er stadtauswärts über die Nordbrücke. Wie die meisten anderen Wiener auch hatte Winter kaum etwas in „Transdanubien“ zu tun, wie all die Bezirke nördlich der Donau abschätzig genannt wurden. Er dagegen mochte die Gegenden, weil man sich dort in einer anderen Stadt, mitunter sogar in einem fremden Land wähnte. Und diese Abwechs-

lung schätzte er. Türken, Albaner, Chinesen, Ungarn, Bosnier, Chilenen – alle hatten sie dort ihre eigenen Straßenzüge mit dazugehörigen Fressbuden, was allerdings nur kurzfristig von der grundlegenden Hässlichkeit der Neubauten ablenken konnte.

Und dann kam sie, die Brücke über die Donau: Er liebte diesen Moment, wenn zur Rechten und Linken plötzlich Wasser auftauchte. All das Blau. Man atmete augenblicklich durch und begann, in Gedanken unnötigen Ballast abzuwerfen. Ja, das machte das Wasser mit einem. Es filterte. Im gleißenden Gegenlicht war es für einen kurzen Moment so, als dehnte sich die Zeit, als hielte alles für einen Moment lang inne. Wie aus der Welt gefallen zogen die Autos links und rechts vorbei, manche schneller, manche langsamer. Winter war, als verlöre er für einen Moment die Orientierung, während er weiterhin mit unverminderter Geschwindigkeit und ohne zu schlingern auf die andere Seite des Ufers zuhielt. Für einen Moment war ihm, als käme das vage Rauschen, das sich wie ein zäher instrumentaler Soundtrack über seinen ganz persönlichen Film gelegt hatte, vom Wasser, während es in Wahrheit von den Autos kam, von den Motoren, denn der Donaustrom zog beinahe lautlos südostwärts. Diesen Moment, wenn ihm die Welt zu entgleiten schien, genoss Winter Mal für Mal. Die Zeit, sie spielte plötzlich keine Rolle mehr, gerade so, als wolle sie nicht langsam vergehen, sondern einen mit ihrer Wucht erdrücken. Der Moment allerdings dauerte nur so lange, bis sich die Augen an die Intensität des Lichtes und seiner Reflexionen gewöhnt hatten. Dann war es auch schon wieder vorbei. Die Autos, der Fluss, die Welt, sie gewannen wieder an Konturen und vorbei war die kurze Traumsequenz, was zur Folge hatte, dass man die Hässlichkeit aus Beton, auf die man zusteuerte, noch intensiver wahrnahm.

Unvermittelt begann einen die Skyline der neuen Bezirke einzusaugen – Manhattan war den Städteplanern vor-

geschwebt, gereicht hatte es nur für ein zweites Bagdad. Die Welt, dachte Winter einmal mehr, sie war zu einem riesigen Vorort verkommen.

Als er aus dem Auto stieg, schlug ihm kalte Luft entgegen. Sofort bereute er, sich von den beiden Jacken am Kleiderständer für die dünnere entschieden zu haben. Immer noch verschleierte einem dieses feine hartnäckige Nieseln, das ihm aus seiner Heimatstadt so vertraut war, die Sicht. „Schnürlregen“ hieß er dort, weil der Regen fein und ohne Unterlass wie in Schnüren zu Boden fiel. Er nahm drei lange Atemzüge, bevor er den ersten Schritt tat. Zu seiner Linken erhoben sich Bürohäuser. Kalt und nackt. Ein Schwenk nach rechts: Wohnsilos, die man in den 1990er Jahren mit Unmengen von Steuergeldern hochgezogen hatte. Ja, für hier draußen hatte man einmal große Pläne gehabt. Ein neues Stadtviertel, ruhig, schön, sauber, hätte hier entstehen sollen, und dafür hatte man Jungfamilien im Auge gehabt. Gekommen waren dann auch Jungfamilien, aber nicht jene, die die Stadtpolitiker im Sinn gehabt hatten, als man von Chancen sprach. Sondern die Einkommensschwachen. Sozialhilfeempfänger und Flüchtlinge.

Winter scannte die nähere Umgebung: Ein asiatischer Supermarkt, zwei Handy-Shops mit den üblichen Lockangeboten der Telekom-Firmen. Ein Friseur, dessen zerfetzte Markise darauf schließen ließ, dass er schon bessere Zeiten erlebt hatte, und der unvermeidliche Kebap-Stand, der einen Geruch nach ranzigem Fett und Hammelfleisch verströmte, dem man sich nur schwer entziehen konnte, so penetrant war er.

„Hey!“, rief jemand. Er fuhr herum.

Hillevi. Obwohl nur noch wenige Meter entfernt, hatte er sie erst jetzt bemerkt.

„Du siehst schrecklich aus. Alles in Ordnung?“

„Danke, gleichfalls“, gab er zurück.

Sie schenkte ihm ein müdes Lächeln.

„Wo?“, fragte er.

Sie wies mit dem Kinn in Richtung Wohnsilos. Dort also war es passiert. Gemeinsam setzten sich die beiden schweigend in Bewegung. Was sofort ins Auge stach, waren all die Satellitenschüsseln. In den besseren Bezirken gab es längst flächendeckend Kabel-TV, aber hier wies jeder Balkon eine Schüssel auf, auch wenn er noch so klein und unscheinbar war und wahrscheinlich nur zum Rauchen diente. Als könne man das Leben mit einer Fernbedienung kontrollieren, dachte Winter. Warum mussten es pro Haus zwanzig, dreißig dieser hässlichen Schüsseln sein, hatte er sich schon unzählige Male gefragt. Warum nicht eine große? Was sagte uns das über die Zeit, in der wir lebten? Kein Gefüge mehr, keine Interaktion, jeder für sich und allein gegen alle. Tagsüber gingen die Leute irgendwelchen Jobs nach, in denen sie zu wenig verdienten, um große Sprünge zu machen. Abends saßen sie vor dem Fernseher, um nicht miteinander reden zu müssen. Noch nicht einmal über das Fernsehen konnten sie miteinander reden. Wo sollte das nur hinführen?

Hillevi ging voraus, Winter folgte ihr. Er vertraute sich ihr an und genoss es, dass sie beide schwiegen, obwohl die bedrückende Stimmung des nach Müll stinkenden Stiegenhauses und des desolaten Liftes, den sie nehmen mussten, um hochzukommen, allerhand Gelegenheit zum Smalltalk gegeben hätte. Das Knirschen schließlich, das die Stahltür raus aufs Dach vernehmen ließ, bis sie hinter ihnen endlich krachend ins Schloss fiel, war kaum auszuhalten, so langgezogen, so nervenzerfetzend war es. Winter fröstelte. Hier oben ging ein Wind, der einen die Kälte noch mehr spüren ließ. Einmal mehr dachte er, wie dumm es gewesen war, sich für die dünnere der beiden Jacken entschieden zu haben.

„Und?“, fragte er in Richtung der Kollegen, die wie in einem Rudel beieinander standen.

„So gut wie keine Spuren“, kam als Antwort. Es war Heinrich, den alle nur Hendrix nannten, weil er Sommer

wie Winter ein Bandana um den Kopf gewickelt trug wie ein Rockmusiker aus den 1970er Jahren. Winter mochte ihn für seine direkte Art. Er war es, der sich nun aus dem Rudel löste und auf sie zukam.

„Fingerabdrücke nur an der Klinke dort drüben.“ Hendrix wies mit dem Kinn in Richtung Stahltür, die eben so geknirscht hatte.

„Wie hieß er?“

„Abasi Akinmusire.“

„Und was hatte er hier verloren?“

„Was? Du kennst ihn nicht?“, entfuhr es Hillevi. „Er ist, äh, war, Marathonläufer.“ Es klang geradewegs so, als sei sein größter Fan.

„Marathon?“

„Ich fasse es nicht, dass du ihn nicht kennst. Erst ...“

Winter winkte ab und gab durch ein langgezogenes „Jaaaa“ zu verstehen, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt für blumige Ausführungen sei. Er musste sich konzentrieren. Doch irgendetwas hakte. Etwas in ihm sperrte sich.

„Fußabdrücke?“, fragte er und gab sich nicht einmal Mühe, seine schlechte Laune zu verbergen.

„Fehlanzeige“, antwortete Hendrix. „Aber das haben wir sichergestellt!“ Vor Winters Gesicht baumelte eine kleine Plastiktüte mit Inhalt. Erst auf den zweiten Blick war zu erkennen, dass ein handelsübliches Mobiltelefon darin steckte.

„Na bitte“, sagte er. „Sofort bearbeiten. Ich brauche alle Rufdaten der letzten zwei Wochen, und zwar so schnell wie möglich.“

„Für Fremdeinwirkung fehlt jede Spur“, warf Hendrix ein.

„Und?“, bellte Winter. Wie er diese Protokolltypen und Paragraphenreiter doch hasste. Da machte er auch für den an sich sympathischen Hendrix keine Ausnahme.

„Na ...“

Winter ließ ihn nicht ausreden. „Ich übernehme die volle Verantwortung“, unterbrach er unwirsch.

Hendrix zuckte demonstrativ mit den Schultern, um zu signalisieren, dass ihm ohnedies alles egal sei und er diesbezüglich keine Probleme machen werde.

„Noch was?“ Das konnte doch unmöglich alles sein.

„Ja. Das Handy steckte in einem der Schuhe ...“ Hendrix sah ihn direkt an und er vermeinte so etwas wie aufrichtiges Bedauern in seinen Augen zu lesen.

„In den Schuhen?“

„Ja, in den Schuhen“, bestätigte Hendrix.

Ein weiterer Plastikbeutel wurde ihm gereicht. Größer als der erste. Gleiches Fabrikat.

„Wo waren die?“, fragte Winter.

Pause.

„Die Schuhe, meine ich.“

„Da vorne“, meldete sich jetzt ein Beamter zu Wort, den Winter noch nie zuvor gesehen hatte. Er musste neu sein. „Er hat sie wohl ausgezogen, bevor er gesprungen ist.“

„Oder“, warf Hillevi ein, „sie wurden ihm ausgezogen, bevor man ihn runtergestoßen hat.“

„Ausgezogen, bevor man ihn runtergestoßen hat?“ Winter zog seine Stirn demonstrativ in Falten. Hillevi zuckte mit den Schultern.

Laufschuhe, hellblau mit orangen Applikationen, kaum getragen, steckten im Beutel, den Winter durch seine Hände gleiten ließ. Unter der Sohle waren merkwürdige Pölsterchen angebracht, was wohl den Eindruck vermitteln sollte, man laufe auf Wolken, man schwebe. Schönes Bild eigentlich, dachte Winter, für ein Produkt, das aller Wahrscheinlichkeit nach chinesische Kinderhände im Akkord zusammengeklebt hatten. Ein Wolkenläufer. Einer, der die Wolken abläuft und den Regebogen biegt. Klang fast so wie in den Tai Chi-Übungen, die ihm die Polizeipsychologin einmal verordnet hatte, um besser mit seinem Leben klarzukommen.

Das Räuspern eines Kollegen holte ihn wieder in die Realität zurück.

Warum zieht sich jemand auf dem Dach eines Hochhauses die Schuhe aus?